

Autor: Walberg, Hanne.

Titel: Wie erreichen wir die Eltern? Medienkompetenzvermittlung in „Problemfamilien“.

Quelle: Dörken-Kucharz, Thomas (Hg.): Medienkompetenz. Zauberwort oder Leerformel des Jugendmedienschutzes? Baden-Baden 2008, S. 97-107.

Verlag: Nomos.

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

Hanne Walberg

Wie erreichen wir die Eltern? Medienkompetenzvermittlung in „Problemfamilien“

Im Bereich der medienpädagogischen Elternarbeit gibt es derzeit kaum ausgearbeitete Konzepte. Burkhardt (2001) fasst den Stand der Forschung folgendermaßen zusammen: „Insgesamt kann vorweg gesagt werden, dass eine wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit dem Thema kaum zu finden ist. Es überwiegen mit Erfahrungen angereicherte Vorschläge, aber selten sind es aus der pädagogischen Theorie abgeleitete systematische Ansätze“ (ebd., S. 136). Es können hier also keine theoretisch und empirisch abgesicherten Strategien für die Medienkompetenzvermittlung in „Problemfamilien“ vorgestellt werden. Stattdessen werde ich einige Rahmenbedingungen benennen, die m.E. bei der Konzeptentwicklung für die medienpädagogische Arbeit mit „Problemfamilien“ beachtet werden müssen. Dabei vertrete ich die These, dass die Grenzen innerhalb derer diese Aufgabe angegangen werden kann, äußerst eng sind.

Zunächst werde ich die Dringlichkeit, pädagogische Zugänge zu „Problemfamilien“ zu finden unterstreichen, indem ich die zentrale Bedeutung darstelle, die Eltern im Prozess der Mediensozialisation ihrer Kinder haben (Abschnitt 1). Daran anschließend mache ich einige Bemerkungen zum Begriff „Problemfamilien“ und beschreibe verbreitete Mediennutzungsweisen in dieser Zielgruppe (Abschnitte 2 und 3). Vor diesem Hintergrund nenne ich Ziele, Grenzen und Herausforderungen für die Arbeit mit „Problemfamilien“ und

entwickle mögliche Antworten auf die Titelfrage: „Wie erreichen wir die Eltern?“
(Abschnitte 4 und 5).

1. Die Bedeutung der Eltern und das „Präventionsdilemma“

Die ersten Begegnungen mit Medien finden meistens in der Familie statt: Hier lernen die Kinder Bilderbücher, Hörspielkassetten, das Radio, das Fernsehen oder den Computer kennen. Auch wenn Eltern nicht bewusst Medienerziehung betreiben, leben sie doch einen bestimmten Umgang mit Medien vor, an dem Heranwachsende sich orientieren. Die Art der familiären Mediennutzung wird von Heranwachsenden häufig übernommen: „Wie alles alltägliche Verhalten entwickelt sich das kindliche Medienverhalten im sozialen Rahmen der Familie, in Nachahmung und Interaktion mit dem Handeln der Familienmitglieder, besonders mit den bedeutsamen Bezugspersonen“ (Kübler/ Swoboda 1998, S. 24).

Im Gegensatz zu Medienerziehung kann Mediensozialisation dabei auch völlig ungeplant stattfinden - denn bei Sozialisation handelt es sich nicht um ein absichtsvolles und zielgerichtetes Handeln von Erzieher und Zögling, sondern um Effekte, „die sich quasi hinter dem Rücken der Subjekte ungewollt einstellen“ (Vollbrecht 2003, S. 13). Diese Effekte können sehr stabil sein, wie Ralf Vollbrecht betont: „Selbst Peergroup-Einflüsse können in der Familie geprägte Mediengewohnheiten kaum verdrängen. Im Sinne Bourdieus (1982) könnte man hier von einem kulturellen Kapital sprechen, das in den Familien vererbt wird. Auch wenn Jugendliche dieses Familienerbe vorübergehend stark in Frage stellen, bleibt es dennoch wirksam - allerdings übernehmen sie weniger die inhaltlichen Vorlieben der Eltern als das ‚Wie‘ der Mediennutzung. Es ist daher mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass Erziehende vor allem ihren eigenen Medienumgang reflektieren sollten“ (Vollbrecht 2003, S. 19).

Es wird deutlich, welche weitreichende Bedeutung den Eltern im Prozess der Mediensozialisation zukommt. Vollbrecht formuliert in Anlehnung an Bourdieu die Annahme, Mediennutzungsgewohnheiten würden innerhalb der Familie wie ein Erbe weitergegeben - eine Form der Weitergabe, der Heranwachsende sich kaum entziehen

können¹. Die Familie ist also eine zentrale Schaltstelle für die Vermittlung von Medienkompetenz. Die medienpädagogische Qualifizierung der Eltern ist vor diesem Hintergrund wünschenswert und in vielen Fällen auch dringend erforderlich. Es gibt bereits eine Vielzahl medienpädagogischer Angebote, die diesem Zweck dienen. Sie sind aber häufig in Bezug auf Anspruch, Sprache und Ästhetik nicht an die Bedürfnisse von „Problemfamilien“ angepasst. Gerade Eltern, deren Medienumgang potentiell problematisch ist, werden von vorhandenen Angeboten nicht erreicht“².

Diese Feststellung gilt nicht nur in Bezug auf Medienkompetenzvermittlung, sondern kann für den gesamten Bereich der Elternarbeit als strukturelles „Präventionsdilemma“ (Bauer/ Bittlingmayer 2005) bezeichnet werden: „Allgemeines Kennzeichen dieses sozialen Dilemmas der Elternbildung ist, dass gerade Eltern, die einen erhöhten Bedarf an Begleitung und Beratung in Erziehungsfragen haben, durch bestehende Elternbildungsangebote kaum oder nur schwer zu erreichen sind. Diese Situation wiederholt sich fast im gesamten Bildungsbereich, wenn es um die Vorbeugung selbstschädigender oder fremdschädigender Verhaltensweisen geht.“ (Bauer/ Bittlingmayer 2005, S. 273) Als Hauptgrund für dieses „Präventionsdilemma“ nennen Bauer/ Bittlingmayer (2005) die Inkompatibilität von Mentalitätscharakteristika und Lebensweisen der Eltern mit den Angeboten der Elternarbeit. Um eine bessere Zielgruppenpassung zu erreichen, ist eine genaue Betrachtung der Zielgruppe „Problemfamilien“ erforderlich.

2. „Problemfamilien“

In pädagogischer Perspektive können solche Familien als „Problemfamilien“ betrachtet werden, in denen Heranwachsende aufgrund der familiären Situation in verschiedenen Lebensbereichen schlechtere Startchancen haben. Zum Beispiel, weil in diesen Familien im Bereich der Alltagsorganisation, der Freizeitgestaltung, der Mediennutzung oder der Ernährung potentiell selbst- und fremdschädigende Verhaltensweisen gelebt werden. Auch bestimmte Erziehungsstile wie eine vernachlässigende oder eine zu nachgiebige Erziehung können sich ungünstig auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder

1 Eine Untersuchung von Kuchenbuch (2003) zeigt, dass sich diese Annahme auch empirisch stützen lässt.

2 In Bezug auf das Thema „Fernsehen und Gewalt“ weist z.B. Kunczik (2004) darauf hin, dass gerade Eltern, deren Kinder besonders gefährdet sind, im Zuge der Fernsehrezeption gewalthaltiges Verhalten zu entwickeln, kaum von medienpädagogischen Interventionen erreicht werden.

auswirken. Ein vernachlässigender Erziehungsstil zeichnet sich in Bezug auf den Umgang mit Medien z.B. dadurch aus, dass der Fernseher permanent als Babysitter benutzt wird und die Kinder auch mit belastenden Rezeptionserlebnissen alleine gelassen werden. Ein weiteres Merkmal für einen vernachlässigenden Erziehungsstil ist das Fehlen von Absprachen oder Regeln zur Fernseh- und Mediennutzung - z.B. mit dem Effekt, dass Kinder Sendungen sehen, die für ihre Altersstufe ungeeignet sind. Eltern, die nachgiebig erziehen, passen ihre erzieherischen Interventionen der jeweiligen Situation an, das heißt, es werden nur Verbote ausgesprochen, die die Kinder ohne große Gegenwehr akzeptieren. Kommt es zu anstrengenden Konfrontationen, werden Erlaubnisse um des kurzfristigen Friedens Willen angepasst. Eine solche Medienerziehung vermittelt den Kindern einen Eindruck von Beliebigkeit und erschwert ihnen die Orientierung sowie die Entwicklung eigener Maßstäbe.

Diese Risiken müssen ernst genommen und soweit wie möglich durch angemessene pädagogische Maßnahmen verringert werden. Gleichzeitig sollte eine normative Betrachtung von „Problemfamilien“ als defizitär vermieden werden, da PädagogInnen sonst Gefahr laufen, milieuspezifische Besonderheiten, Lebensstile und Mentalitäten zu Gunsten vorhandener Mehrheitsnormen abzuwerten und damit zusätzlich eine soziale Deklassierung der jeweiligen Gruppen zu betreiben (vgl. dazu auch Bauer/ Bittlingmayer 2005). In pädagogischer Perspektive sollte es darum gehen, der Entstehung selbst- und fremdschädigender Verhaltensweisen vorzubeugen, bzw. zum Abbau solcher Verhaltensweisen beizutragen. Ziel ist es, Heranwachsenden möglichst große Entwicklungs- und Handlungsspielräume zu eröffnen. Gegenstand der folgenden Überlegungen sind daher lediglich die potentiell problematischen Aspekte der familiären Mediennutzung.

3. Potentiell problematische Aspekte des Medienumgangs in „Problemfamilien“

Im Umgang mit den Medien gibt es einige Auffälligkeiten, die in besonders vielen „Problemfamilien“ beobachtet werden. In der Darstellung dieser Auffälligkeiten beziehe ich mich ausschließlich auf die Fernsehnutzung, da das Fernsehen das in „Problemfamilien“

am häufigsten genutzte Medium ist. Das liegt vor allem an dem eher passiven und ziellosen Nutzungsstil der für diese Familien typisch ist und sich in Bezug auf andere Medien nicht unbedingt anbietet.

Informations-, Reflexions- und Kompetenzdefizite

Viele Eltern wissen nicht, wie stark sich ihre eigene Mediennutzung auf die Mediensozialisation ihrer Kinder auswirkt. Sie sind sich ihrer wichtigen Rolle im Prozess der Mediensozialisation nicht bewusst und sie sind kaum darüber informiert, welche Risiken (und auch Potentiale!) die Mediennutzung für die Kinder birgt. Häufig haben die Eltern kein Problembewusstsein - weder für den Medienkonsum ihrer Kinder, noch für den eigenen - und verfolgen kein durchgängige Linie der Medienerziehung (Hurrelmann 1999). Auf diese Weise entstehen Widersprüche, die die Kinder verwirren und ihnen den Eindruck von Beliebigkeit vermitteln: Eltern sehen z.B. selber Fernsehprogramme, die sie ihren Kindern gegenüber als kritikwürdig bezeichnen³. Sie verbieten den Kindern, diese Sendungen anzusehen, können aber nicht schlüssig begründen warum, denn meistens kennen Eltern aus „Problemfamilien“ keine Bewertungskriterien für Kindersendungen (Frey/ Six 1997). Fernseherzieherische Maßnahmen dienen außerdem häufig der Rationalisierung eigener Fernsehinteressen. So stellt Hurrelmann (1999) fest, dass Reality-Formate wie „Notruf“ mit der Begründung befürwortet werden, hier könnten die Kinder etwas über das wahre Leben lernen. Daran wird deutlich, dass auch die eigene Medienkompetenz der Eltern nur schwach ausgeprägt ist: In der kritischen, reflektierten und aktiven Mediennutzung haben sie keine Erfahrungen, an die sie bei der Erziehung ihrer Kinder anknüpfen könnten (Aufenanger 2004).

3 Im Bereich der Print-Medien ist dieses Verhalten von BILD-Leserinnen bekannt: Im Sinne der sozialen Erwünschtheit geben viele LeserInnen an, die BILD-Zeitung grundsätzlich abzulehnen, sie aber trotzdem zum Spaß oder nebenbei zu lesen.

3 Im Bereich der Print-Medien ist dieses Verhalten von BILD-LeserInnen bekannt: Im Sinne der sozialen Erwünschtheit geben viele LeserInnen an, die BILD-Zeitung grundsätzlich abzulehnen, sie aber trotzdem zum Spaß oder nebenbei zu lesen.

Mediennutzung aus Mangel an Alternativen

In „Problemfamilien“ stark verbreitet ist die Mediennutzung aus Mangel an Alternativen. Besonders das Fernsehen dient als Alltagskulisse, es wird aus Langeweile eingeschaltet und unkonzentriert, wahllos und häufig auch maßlos genutzt (vgl. Hurrelmann 1999). Es ist für die Kinder keine Attraktion, sondern eher ein „notdürftiger Behelf“ (ebd., S. 55). Diese Diskrepanz zwischen Nutzungsintensität und Beliebtheit wird auch in der aktuellen KIM-Studie deutlich: 97% der 6- bis 13-Jährigen geben an, mindestens einmal pro Woche fernzusehen. Als Lieblingsbeschäftigung nennen aber nur 32% der Kinder das Fernsehen. Freizeit wird in „Problemfamilien“ als Restzeit gehandhabt, für deren Gestaltung die Eltern keine Ideen haben und keine Mühe investieren. Häufig sind die Eltern selber erschöpft von ihrem Alltag und der belasteten Familiensituation und wollen in ihrer Freizeit nicht gestört werden. Sie entziehen sich dem Kontakt, den die Kinder sich dringend wünschen. In dieser Hinsicht hat das Fernsehen eine bedürfnisspezifische Funktionalität - zumindest für die Eltern.

Familien-spezifische Funktionalität der Mediennutzung

Das Fernsehen hat in vielen „Problemfamilien“ zusätzlich eine hohe familien-spezifische Funktionalität: Es liefert Stoff für Gespräche, vermittelt ein Gefühl von Gemeinsamkeit zwischen Eltern und Kindern oder ermöglicht den unauffälligen Rückzug. Es bietet Zeitraster im täglichen Leben und ist Bestandteil verschiedener Routinen oder Rituale (vgl. Best 1999, Hurrelmann 1999 und Lange 2004). Das Fernsehen dient in diesen Familien dazu, depressive Stimmungen zu verhindern oder überhaupt ein einigermaßen konfliktfreies Miteinander zu ermöglichen: „Die beziehungsgestaltenden Funktionen des Fernsehens werden gefährlich für die Familiendynamik in dem Moment, wo sie über bestehende Spannungen nur hinwegtäuschen, Konflikte wegbügeln und notwendige Veränderungen des Familiensystems verhindern. In Familien, die das Fernsehen in dieser systemstabilisierenden Form nötig haben, ist Medienerziehung kaum möglich, da das Medium soziale Funktionen an sich bindet, auf die wegen der Brüchigkeit der Familienkonstellation nicht verzichtet werden kann“ (Hurrelmann 1999, S. 55). Solchen Familien ist mit medienpädagogischen Hilfestellungen nicht gedient. Sie benötigen

umfassende sozialpädagogische Unterstützung - in die Anregungen zur Medienerziehung integriert werden können (Paus-Hasebrink 2004).

Als wichtigste Problembereiche der Fernsehnutzung nennt Hurrelmann (1999) zusammenfassend Maßlosigkeit, Orientierungslosigkeit und Überfunktionalisierung. Erwartungsgemäß lassen sich ähnliche Nutzungsmerkmale auch bei Kindern aus „Problemfamilien“ nachweisen (vgl. Kuchenbuch 2003).

4. Elternarbeit mit „Problemfamilien“: Ziele, Grenzen und Herausforderungen

Vor dem Hintergrund dieser Bestandsaufnahme lassen sich verschiedene Ziele für die medienpädagogische Arbeit mit „Problemfamilien“ formulieren, deren Umsetzung grundsätzlich wünschenswert ist: Den Eltern sollten Informationen über ihre Rolle im Prozess der Mediensozialisation vermittelt werden. Zusätzlich sollten Eltern über Möglichkeiten der Medienerziehung, sowie der Medienbewertung und Medienkritik unterrichtet werden. Außerdem ist es sinnvoll, Eltern zum Ausbau ihrer eigenen Medienkompetenz anzuregen. Dazu gehört z.B. das Kennenlernen verschiedener Nutzungsweisen (wie analytisches Sehen, bewusster Genuss, gezielte Suche nach Informationen oder Entspannung, Ablenkung und Unterhaltung), das die Entscheidung für oder gegen eine Nutzungsweise überhaupt erst ermöglicht. Auch die Reflexion des eigenen Medienumgangs ist erstrebenswert. Wie erwähnt ist Mediensozialisation ein nicht-intentionaler und häufig unbewusster Prozess. Ziel medienpädagogischer Interventionen kann es sein, die häusliche Mediennutzungssituation „ins Bewusstsein zu heben“ und so der Reflexion und Veränderung zugänglich zu machen.

Medienpädagogische Elternarbeit mit „Problemfamilien“ stößt dabei allerdings auf verschiedenen Ebenen an Grenzen:

Grundsätzlich muss beachtet werden, dass vielen Eltern Ideen und Möglichkeiten für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und die Gestaltung ihres Alltags fehlen. Diese Eltern brauchen Unterstützung beim Erwerb einer umfassenden „Alltagskompetenz“ (Paus-Hasebrink 2004, S. 16) - der angemessene Umgang mit Medien ist dabei nur ein Element.

Eine noch deutlichere Grenze für medienpädagogische Arbeit bildet die eben erwähnte spezifische Funktionalität der Mediennutzung in vielen Familien. Der problematische Medienumgang ist in diesen Familien häufig nicht die Ursache für familiäre Schwierigkeiten, sondern Symptom für die Überforderung in einer schwierigen Alltagssituation⁴. Diese Familien bedürfen einer grundsätzlichen sozialpädagogischen oder therapeutischen Unterstützung, im Rahmen derer die Mediennutzung ein Element der Diagnose sein kann. Die Leistungsfähigkeit medienpädagogischer Elternarbeit ist in dieser Hinsicht begrenzt und sollte nicht überschätzt werden.

Auch auf der Umsetzungsebene gibt es Grenzen, die bei der Entwicklung angemessener Konzepte der Elternarbeit beachtet werden müssen. Viele Eltern aus „Problemfamilien“ empfinden ihre Familiensituation sowieso als anstrengend und belastend und sind nicht bereit, viel zusätzliche Zeit und Energie in die Auseinandersetzung mit dieser Situation zu investieren. Sie sind allenfalls interessiert an konkreten Tipps und Tricks, die eine zügige Entlastung versprechen, wollen aber nicht, dass ihre Familiensituation dabei psychologisch „auseinandergenommen“ wird. Mit genau diesem Anspruch der gründlichen Auseinandersetzung, Reflexion und Klärung sind aber die meisten Angebote für Eltern verbunden. Dieser Anspruch ist auch berechtigt - denn Erziehung ist ein komplexer und langwieriger Prozess, für dessen Gestaltung es keine einfachen und allgemeingültigen Rezepte geben kann - er bedeutet für „Problemfamilien“ aber eine zusätzliche Hemmschwelle. Denn Reflexion und Auseinandersetzung lassen sich im übertragenen Sinn als eine „Sprache“ bezeichnen, die manche Eltern nicht sprechen (vgl. Bauer/Bittlingmayer 2005). Sie haben keine Übung darin, sich auf einen solchen Prozess einzulassen und sehen entsprechende Kursangebote daher nicht als Chance auf Unterstützung, sondern als Risiko des erneuten Scheiterns. Was häufig als Verweigerungshaltung der Eltern missverstanden wird, kann also auch eine Art der vorseilenden Kapitulation sein.

Zielgruppenspezifische Angebote müssen sich deshalb dadurch auszeichnen, dass sie in Bezug auf Sprache und Anspruch an Möglichkeiten und Bedürfnisse von „Problemfamilien“ angepasst sind. Dazu gehört, dass sie keine übermäßigen

⁴ Diese Annahme wird in der aktuellen – häufig populärwissenschaftlich geführten Debatte – gelegentlich umgedreht: So betrachtet der Kriminologe Christian Pfeifer familiäre „Medienverwahrlosung“ als Ursache für auffälliges Verhalten der Kinder. Seine Untersuchungen belegen allerdings lediglich eine statistische Korrelation zwischen extensivem Mediengebrauch und auffälligem Verhalten der Kinder.

Anstrengungen erfordern, nicht in den eigenen Alltag eingreifen und keine weitreichenden Veränderungen eigener Sichtweisen oder Gewohnheiten verlangen. Ferner sollten sie leicht verständlich und konkret sein, unmittelbaren Gewinn versprechen und sich sofort praktisch umsetzen lassen. Wünschenswert sind außerdem kostengünstige oder kostenneutrale Angebote, die niedrigschwellig erreichbar sind.

Hier wird noch einmal deutlich, wie eng die Spielräume für die Umsetzung medienpädagogisch sinnvoller Ziele sind. Es ist eine Gratwanderung erforderlich, die leicht scheitern kann: Einerseits müssen die Eltern „abgeholt“ werden, andererseits dürfen grundsätzliche pädagogische Ansprüche an die Elternarbeit - wie Anregung der Zielgruppe zur Reflexion, Nachhaltigkeit der Maßnahme, Orientierung an aktueller pädagogischer Theorie - nicht aufgegeben werden. Sind die Konzepte pädagogisch zu ambitioniert, kommen sie in „Problemfamilien“ nicht an, sind sie zu eng an Lebensstile und Handlungsmuster der „Problemfamilien“ angepasst, bleibt der pädagogische Effekt aus.

Allerdings werden auch mit zielgruppenspezifischen Angeboten nicht alle Eltern in „Problemfamilien“ erreicht. Zu einem realistischen Erwartungshorizont gehört daher die Feststellung, dass ein Teil der Eltern nicht erreichbar ist (Smolka 2006, S. 58). Einen Grund für diese Situation sehen Bauer/ Bittlingmayer (2005) in strukturellen Lebensbedingungen: „Soziale Abwertung, die Homogenisierung von Benachteiligtengruppen in segregierten Stadtteilen, soziale Deprivation durch Einkommens- und Perspektivlosigkeit stellen gesellschaftliche Rahmenbedingungen dar, die durch Angebote der bloßen Verhaltensänderung unangetastet bleiben. Diese Verhältnisse lösen eigene Gesetzmäßigkeiten und Abwärtsspiralen aus, zu denen auch eine Form des Erziehungsnotstandes gehört“ (ebd., S. 277, Herv.i.O.). Wünschenswert und erforderlich ist daher die Flankierung pädagogischer Bemühungen durch sozialpolitische Maßnahmen, die die Entstehung solcher Abwärtsspiralen unterbrechen oder zumindest erschweren.

Vor dem Hintergrund dieser Grenzen und Herausforderungen soll nun gefragt werden, welche Möglichkeiten der medienpädagogischen Elternarbeit mit „Problemfamilien“ es trotzdem gibt.

5. Möglichkeiten: Wie erreichen wir die Eltern?

Smolka (2006) fordert: „Information- und Beratungsangebote für Eltern sollten ohne ‚Gesichtsverlust‘ in Anspruch genommen werden können. Sie sollten daher an ‚neutralen‘ Orten zugänglich sein oder vermittelt werden, d.h, dort, wo Eltern sich ohnehin aufhalten wie z.B. im Kindergarten, in der Schule, in Arztpraxen. Dies gilt im übertragenen Sinne auch für die Platzierung in Medien.“ (ebd., S. 58)

Besonders der letzte Hinweis scheint mir aufschlussreich - er lässt vermuten, dass gerade „Problemfamilien“ sich über die Medien (speziell über das Fernsehen) ansprechen lassen, da sie sich dort besonders häufig „aufhalten“. Interessant für die Arbeit mit „Problemfamilien“ könnte daher das Konzept der Entertainment-Education sein (vgl. dazu Lampert 2005). Im Rahmen dieses Ansatzes wird versucht, pädagogisch erwünschte Botschaften in Unterhaltungssendungen zu integrieren. Ausgangspunkt für diesen Versuch ist die Tatsache, dass Fernsehformate wie Talkshows, Serien oder Daily Soaps gerade wegen ihres Alltagsbezugs gerne rezipiert werden. Für viele Zuschauerinnen bieten die in diesen Sendungen behandelten Themen Orientierung und Anregungen für die Bewältigung des eigenen Alltags. Ein bekanntes Beispiel der Entertainment-Education für Kinder ist die „Sesamstraße“. Aber auch in Serien für Jugendliche und Erwachsene wird der Versuch unternommen, gezielt erzieherisch relevante Themen einzubinden. In der amerikanischen Jugendserie „Beverly Hills 90210“ wurde z.B. auf Initiative des „Center of Disease Control and Prevention“ das Thema Hautkrebs aufgegriffen und auch in der „Lindenstraße“ wird häufig der Umgang mit alltagsnahen Themen wie Partnerschaft, Sexualität oder Krankheit gezeigt (vgl. Lampert 2005). Grundlage des Entertainment-Education-Konzepts ist die Theorie des sozialen Lernens nach Bandura, der zu Folge soziales Lernen über die Beobachtung von Modellen angeregt werden kann. Die Wahrscheinlichkeit, von einem Modell zu lernen, erhöht sich, wenn das Modell eine Nähe zur eigenen Lebenswelt hat und wenn das vom Modell gezeigte Verhalten belohnt wird. Vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Schwierigkeiten in „Problemfamilien“ könnte es daher sinnvoll sein, in Unterhaltungssendungen den Umgang mit dem Fernsehen und mit Medien zu thematisieren und dabei auch alternative Möglichkeiten der Gestaltung freier Zeit aufzuzeigen. Die Herausforderung bei der Produktion solcher

Formate besteht darin, sowohl dem Erziehungs- und Informations- als auch dem Unterhaltungsanspruch gerecht zu werden (Lampert 2005).

Ein in „Problemfamilien“ beliebtes und häufig rezipiertes Format ist die Reality Soap „Die Super Nanny“, die von Medienpädagoginnen meistens kritisch bewertet wird. Als besonders bedenklich wird die Verletzung der Persönlichkeitsrechte der gezeigten Kinder betrachtet. Weitere Kritikpunkte sind das autoritäre Auftreten der Nanny - die nicht an familiäre Ressourcen anknüpft und zu Verständigungsprozessen anregt, sondern Regeln oktroyiert - sowie die Vermittlung eines verkürzten Verständnisses von Erziehung. Durch die eher technische Darstellung von Erziehung und die Dramaturgie der Sendung (dokumentiert wird eine Zeitspanne von 14 Tagen, innerhalb derer sich jeweils ein sichtbarer Erfolg einstellt) würden unangemessene Machbarkeitsvorstellungen vermittelt (vgl. dazu Theunert 2006 und Rogge 2005). Auch wenn diese Einwände nicht von der Hand zu weisen sind, scheint es mir sinnvoll, Formate wie die „Die Super Nanny“ als Weg in „Problemfamilien“ nicht grundsätzlich zu verwerfen. Diese Formate kommen in den Familien an und können auch positive Effekte haben - z.B. die Sensibilisierung der Eltern für den eigenen Beratungsbedarf. So weist Vossler (2005) darauf hin, dass das Online-Angebot der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (www.bke-elternberatung.de) im Oktober 2004 fast doppelt so häufig aufgerufen wurde wie sonst, nachdem die Internetseite im Abspann der Serie „Die Supermamas“ erwähnt wurde. Helming (2006) nimmt außerdem an, dass Sendungen wie „Die Super Nanny“ oder „Die Supermamas“ die Akzeptanz von Erziehungsberatung stärken und auf die Weise die Hemmschwelle zur Inanspruchnahme von Beratungsangeboten senken können. Gerade weil „Problemfamilien“ von unterhaltsamen Beratungssendungen erreicht werden, sollten PädagogInnen sich an der Gestaltung solcher Formate beteiligen. Wünschenswert ist die Produktion differenzierter Sendungen, in denen der Respekt vor den gezeigten Personen im Vordergrund steht.

Grundsätzlich lassen sich die Reflexion des eigenen Verhaltens und die verstehende Auseinandersetzung mit dem Kind über mediale Angebote nur begrenzt anregen. Hierfür sind personale Bezüge unverzichtbar. Im Rahmen eines persönlichen Gesprächs kann auf die individuelle Situation des Gesprächspartners eingegangen werden. Seine Sicht

der Situation und seine jeweiligen Stärken und Schwächen können aufgegriffen werden und er kann gegebenenfalls mit anderen Sichtweisen konfrontiert werden.

Perspektiven dafür sehe ich in einer niedrigschwelligen Primärprävention, die nicht mit der Stigmatisierung als „Angebot für Problemfälle“ verbunden ist. Dazu ist die Entwicklung von lokalen „Präventionsnetzwerken“ (Fuhrer 2005) sinnvoll, an der leicht erreichbare Institutionen aus dem vertrauten Umfeld der Familien beteiligt sein sollten - z.B. Arztpraxen, Schulen, Stadtteilzentren und Sportvereine. Solche Netzwerke könnten dazu beitragen, dass Probleme gar nicht erst entstehen oder zumindest nicht eskalieren - denn gegenwärtig sind viele Eltern überhaupt erst bereit, Unterstützung zu akzeptieren, wenn bereits offensichtliche und unausweichliche Schwierigkeiten vorhanden sind (vgl. Vossler 2006).

Einen solchen Versuch der niedrigschwelligen und breitflächigen Primärprävention macht derzeit die Stiftung Lesen mit dem Projekt „Bookstart“ (<http://www.stiftunglesen.de>). Im Rahmen des Projekts sollen alle Eltern Neugeborener mit einem Bilderbuch-Paket und mit Informationen zum Thema Vorlesen versorgt werden. Bereits während der Schwangerschaft erhalten Frauen bei Vorsorge-Untersuchungen ein „Bookstart-Set“ von ihren Frauenärztinnen. Zusätzlich sollen die ÄrztInnen in persönlichen Gesprächen auf die Bedeutung der frühen Leseförderung hinweisen. Das Projekt könnte dazu beitragen, werdende Eltern auf verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit Medien und auf den Stellenwert einer bewussten Medienerziehung aufmerksam zu machen. Im Sinne der Primärprävention könnten auch potentielle „Problemfamilien“ erreicht werden, die noch nicht in eine Sackgasse problematischer, aber für die Familiendynamik bereits unverzichtbarer Mediennutzungsweisen geraten sind.

Solche und ähnliche Projekte könnten langfristig aus dem oben genannten „Präventionsdilemma“ herausführen. Dafür ist allerdings ein langer Atem erforderlich, denn die Balance zwischen dem pädagogischen Anspruch der Angebote und den Bedürfnissen der Zielgruppe ist fragil und muss immer wieder neu hergestellt werden. MedienpädagogInnen müssen sich bei der Elternarbeit mit „Problemfamilien“ also zwischen dem Machbaren und dem grundsätzlich Wünschenswerten bewegen. Medienpädagogische Handlungsspielräume müssen immer wieder neu ausgelotet

werden, mit dem Ziel dem Wünschenswerten möglichst nahe zu kommen, ohne dabei die Ebene des Machbaren zu verlassen.

Literatur

Aufenanger, Stefan (2004): Familie und neue Medien. In: Medien-Impulse, Jahrgang 12, Heft 47, S. 11-13.

Bauer, Ullrich/ Bittlingmayer, Uwe H. (2005): Wer profitiert von Elternbildung? In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jahrgang 25, Heft 3, S. 263-280.

Best, Petra (1999): Medienkompetenz der Kinder verlangt zuallererst
Fernseherziehungskompetenz der Eltern. In: Schell, Fred (Hrsg.): Medienkompetenz.
Grundlagen und pädagogisches Handeln. München, S. 99-106.

Burkhardt, Wolfgang (2001): Förderung kindlicher Medienkompetenz durch die Eltern.
Grundlagen, Konzepte und Zukunftsmodelle. Opladen.

Frey, Christoph/ Six, Ulrike (1997): Kriterien zur Bewertung des "Kinder-Fernsehens". In:
Erlinger, Hans-Dieter (Hrsg.): Kinder und der Medienmarkt der 90er Jahre. Wiesbaden, S.
177-196.

Fuhrer, Urs (2005): Was macht gute Erziehung aus und wie können Eltern gute Erzieher
werden? In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jahrgang 25, Heft 3,
S. 231-247.

Helmig, Elisabeth (2006): „Super Nanny“ und „Supermamas“ - Differenzieren statt
dramatisieren. In: Wahl, Klaus/ Hees, Katja (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ un Co.?
Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim und Basel, S. 87-102.

Hurrelmann, Bettina (1999): Familienmitglied Fernsehen. In: Roters, Gunnar/ Klingler,
Walter/ Gerhards, Martina (Hrsg.): Mediensozialisation und Medienverantwortung. Baden-
Baden, S. 47-58.

Kuchenbuch, Katharina (2003): Die Fernsehnutzung von Kindern aus verschiedenen Herkunftsmilieus. Eine Analyse Anhand des Sinus-Milieu-Modells. In: Media Perspektiven, Jahrgang 34, Heft 1, S. 2-11.

Kühler, Hans-Dieter/ Swoboda, W.H. (1998): Wenn die Kleinen fernsehen: Forschungsprojekt über die Bedeutung des Fernsehens in der Lebenswelt von Vorschulkindern. Berlin.

Kunczik, Michael (2004): Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

Lampert, Claudia (2005): Gezielte Lebenshilfe durch Entertainment-Education. In: Medien + Erziehung, Jahrgang 49, Heft 5, S. 33-37.

Lange, Andreas (2004): Medienfamilien und Familienmedien. Kultursoziologische Reflexionen. In: Medien-Impulse, Jahrgang 12, Heft 47, S. 19-25.

Paus-Hasebrink, Ingrid (2004): Familie und Medien. Ein Problemaufriss zur Situation von Familien heute mit entsprechenden medienpädagogischen Hilfestellungen. In: Medien-Impulse, Jahrgang 12, Heft 47, S. 14-18.

Rogge, Jan-Uwe (2005): Pädagogische Erniedrigung oder niedrigschwelliges Beratungsangebot. Kritische Anmerkungen zu „Super Nanny“ und Konsorten. In: Medien + Erziehung, Jahrgang 49, Heft 5, S. 27-32.

Schorb, Bernd (1999): Die Lernorte und die erwerbbaeren Fähigkeiten, mit Medien kompetent umzugehen. In: Schell, Fred (Hrsg.): Medienkompetenz: Grundlagen und pädagogisches Handeln. München, S. 390-413.

Six, Ulrike/ Gimmler, Roland/ Vogel, Ines (2003): Medienerziehung in der Familie. Ein Lightfaden. Anregungen und Hilfestellungen für Eltern. Kiel.

Smolka, Adelheit (2006): Welchen Orientierungsbedarf haben Eltern? In: Wahl, Klaus/ Hees, Katja (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ un Co.? Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim und Basel, S. 44-58.

Theunert, Helga (2006): Erziehungsberatung via Fernsehen. Warum „Die Super Nanny“ kein Weg ist. In: Wahl, Klaus/ Hees, Katja (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ un Co.? Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim und Basel, S. 71-77.

Vollbrecht, Ralf (2003): Aufwachsen in Medienwelten. In: Fritz, Karsten/ Sting, Stephan/ Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Mediensozialisation. Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten. Opladen, S. 13-24.

Vossler, Andreas (2006): Was erwarten Eltern von der Erziehungsberatung? In: Wahl, Klaus/ Hees, Katja (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ un Co.? Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim und Basel, S. 59-70.

Vossler, Andreas (2005): Das Jahrhundert der Beratung. In: Medien + Erziehung, Jahrgang 49, Heft 5, S. 9-14.

Wahl, Klaus et.al. (2006): Elterliche Erziehungs Kompetenzen: Auskünfte aus empirischen Studien. In: Wahl, Klaus/ Hees, Katja (Hrsg.): Helfen „Super Nanny“ un Co.? Ratlose Eltern - Herausforderung für die Elternbildung. Weinheim und Basel, S. 31-43.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Rechteinhabers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme weiterverarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.